

Michael Makropoulos

STADTKULTUR UND GRENZPERSÖNLICHKEIT

Differenzerfahrung im Lichte Robert Ezra Parks

I

Was ein modernes Zeitalter kennzeichnet, hat Paul Valéry einmal bemerkt, sei die ungehinderte Koexistenz der gegensätzlichsten Lebens- und Erkenntnisprinzipien. Denn nach seinem Verständnis bezeichnete der Begriff des Modernen eine Lebensweise, die nicht auf eine einzige Sitte gestellt, und die nicht auf eine einzige Rasse, eine einzige Kultur oder ein einziges Lebenssystem eingeschworen war.¹ Dem entsprach, daß ein moderner Mensch auf vertraute Weise mit einer Menge etablierter Gegensätze im Halbschatten seines Denkens lebte, die nach und nach die Szene betraten. Und das war noch nicht alles. Diese inneren Widersprüche oder antagonistischen Koexistenzen bemerkte man nämlich im allgemeinen nicht und dachte nur selten daran, daß sie nicht immer existiert hatten. Der moderne Mensch, behauptete Valéry, ertrug die Inkohärenz und lebte problemlos in der mentalen Unordnung. Schließlich war man intim an sie gewöhnt – man lebte von ihr, man atmete sie, man schürte sie geradezu, und am Ende kam es sogar vor, daß einem die innere und äußere Unordnung ein echtes Bedürfnis war. Und darin, in dieser Selbstverständlichkeit der Unordnung, bestand für Valéry das eigentliche Wesen des Modernen.²

II

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Valéry auch nur irgend eine Arbeit von Robert Ezra Park gekannt hat. Aber seine Beschreibung des modernen Menschen deckt sich auf bemerkenswerte Weise mit jenem Persönlichkeitstyp, den der Chicagoer Soziologe ebenso prägnant wie problematisch als "marginal man" bezeichnet hat, und der für ihn der spezifisch moderne Persönlichkeitstyp war. Daß diese Bezeichnung allerdings sehr Irreführendes enthält, dem sich auch Park selbst nicht immer entzogen hat, signalisieren nicht zuletzt ihre verschiedenen deutschen Übertragungen, wenn man sie mit den spezifischen Qualitäten dieses Persönlichkeitstyps vergleicht, die er 1928 in einem seiner programma-

¹ Vgl. Paul Valéry: La Crise de l'Esprit. In: Ders., OEuvres, Bd. I, Paris 1957, S. 988-1014, hier S. 991f.

² Vgl. Paul Valéry: La Politique de l'Esprit. In: Ders., OEuvres, Bd. I, S. 1014-1040, hier S. 1014 u. 1017f.

tischen Aufsätze hervorgehoben hat. Der "Mann am Rande", die "Randpersönlichkeit", der "Marginale", der "Mann an der Grenze" oder der "Randseiter" – alle diese wörtlich korrekten Übertragungen treffen einen wichtigen Aspekt dieses Typus, nämlich seine Randstellung angesichts einer homogenen Gruppe und ihrer spezifischen Lebensform.³ Doch die eigentliche Pointe des Konzepts, die nicht auf eine Existenz am Rande einer einzelnen Kultur, sondern auf eine Existenz im Mischungsbereich, wenn nicht auf eine Existenz in der Konfrontationslinie mehrerer verschiedener Kulturen zielt, geht dabei verloren. Parks "marginal man", so muß man nämlich vor dem Hintergrund seiner näheren Bestimmungen hervorheben, war gerade nicht der "Randseiter". Und noch weniger war er der Außenseiter. Der "marginal man" war nicht der "Mann an der Grenze" einer einzelnen Kultur, sondern der "Mann auf der Grenze" zwischen mehreren Kulturen, die nicht nur verschieden waren, sondern unter Umständen geradezu antagonistisch sein konnten. Der "marginal man" – das war der kulturelle Mischling, der sich im übrigen der Tatsache sehr bewußt ist, daß jeder Grenze etwas Prekäres anhaftet, wenn sie nicht überhaupt stets eine "wüste Sache" ist, wie es bei Joseph Roth einmal heißt.⁴ Und Roth wußte schließlich wie kein anderer, wovon er sprach.

Der "marginal man", erklärte Park, sei ein Produkt menschlicher Migration und Akkulturation, wie sie die neuzeitliche Welt auszeichne. Er sei deshalb ein spezifischer Persönlichkeitstyp, der "wenn schon nicht gänzlich neu, so doch auf jeden Fall besonders für die moderne Welt charakteristisch" sei. "Das Schicksal, das ihn dazu verurteilt, zur gleichen Zeit in zwei Welten zu leben", heißt es weiter, sei "das gleiche wie das Schicksal, das ihn zwingt, gegenüber den Welten, in denen er lebt, die Rolle des Kosmopoliten und Fremden anzunehmen". Aus diesem Grund sei er auch im Vergleich zu seinem kulturellen Herkunftsmilieu "unvermeidlich das Individuum mit dem weiteren Horizont, dem schärferen Intellekt, dem objektiveren und rationaleren Gesichtspunkt." Deshalb war der "marginal man" für Park am Ende auch "stets das vergleichsweise zivilisiertere menschliche Wesen".⁵

Der "marginal man" war also gerade keine Randexistenz, sondern die Zentrumsgestalt in einer bestimmten Gesellschaft, nämlich der modernen. Dennoch drängt sich die Vorstellung seiner Randständigkeit aber dort auf, wo Park die Entstehung dieser Gestalt historisch hergeleitet hat, weil er dabei gerade das ty-

³ In dieser Reihenfolge so W. J. Cahnmann: Park, Robert E. In: Internationales Soziologenlexikon, 1, S. 328; Reinhard Bendix: Von Berlin nach Berkeley. Deutsch-jüdische Identitäten. Ffm. 1985, S. 327; Kröner Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart 1972, S. 464; Rolf Lindner: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Ffm. 1990, S. 205.

⁴ Joseph Roth: Das falsche Gewicht. In: Ders., Romane, Bd. 2, Köln/Amsterdam 1984, S. 227.

⁵ Robert E. Park: Cultural Conflict and the Marginal Man. In: Ders., Race and Culture, Glencoe, Illinois 1950, S. 373 u. 376 (zuerst als Einleitung zu Everett V. Stonequist, The Marginal Man, New York 1937) (Übersetzungen aus dem Amerikanischen vom Vf.).

pologisch Eigenständige des kulturellen Mischlings unterbetonte. Denn Parks Prototyp des "marginal man" war der emanzipierte europäische Jude, der nicht nur "der erste Kosmopolit und Weltbürger" gewesen sei, sondern "der 'Fremde' par excellence", wie Georg Simmel ihn in seinem "Exkurs über den Fremden" beschrieben habe.⁶

Vielleicht hat Park, der bei Simmel in Berlin studiert hatte, den "marginal man" hier wirklich etwas voreilig mit dem Fremden identifiziert, wie man gegen diese Genealogie einwenden kann. Schließlich sind diese beiden Figuren keineswegs identisch. Sei es, daß Park und seine Chicagoer Kollegen die europäische Soziologie tatsächlich nicht in systematischer Weise verarbeitet haben, wie man später vermutet hat –, sei es aber auch, daß Simmels Konzept in geradezu verführerischer Weise auf eine gesellschaftliche Situation zu passen schien, die nach den Einwanderungswellen der Jahrhundertwende in den wuchernden städtischen Agglomerationen wie Chicago gewissermaßen jeden zum Fremden machte, sobald er das Stadtviertel verließ, in dem seine eigene Nationalität dominierte – selbst wenn es wirklich so sein sollte, daß die amerikanische Soziologie der 20er und 30er Jahre Simmels Konzept mißverstanden hat, so hat sie es doch produktiv mißverstanden.⁷ Denn der Fremde und der "marginal man" sind keine grundverschiedenen Phänomene. Der Fremde verkörpert vielmehr eine besondere Art der "unvollständigen Integration", wie man mit einer Formulierung von Hans Paul Bahrdt sagen könnte, mit der er die urbane Vergesellschaftungsform beschrieben hat.⁸ Es ist jene besondere Art unvollständiger Integration, die gewissermaßen prä-urban an der Existenz homogener Gruppen orientiert bleibt, auf die sich einzelne externe Individuen beziehen, auch wenn sie als Fremde, wie Simmel betont hat, ein zwar peripheres, aber dennoch funktionales Element der Gruppe sein mögen.

Der Fremde war für Simmel nicht der Nomade; er war nicht "der Wandernde, der heute kommt und morgen geht", sondern der "potenziell Wandernde", also "der, der heute kommt und morgen bleibt". Deshalb war der Fremde ein Element der Gruppe. Aber gleichzeitig war er der "Wurzellose", der stets den "Charakter der Beweglichkeit" beibehielt. Denn der Fremde verkörperte eine "Synthese von Nähe und Ferne", weil er zwar mit jedem anderen Element der Gruppe in "Berührung" stand, aber mit keinem eine "Verbindung" einging. Der Fremde war eben keinem einzelnen Mitglied dieser Gruppe verpflichtet, wie Simmel unterstrich, indem er den feinen, aber eben prinzipiellen Unterschied zwischen Beziehungen und Bindungen fast zur kategorialen Differenz aufbaute. Diese

⁶ Robert E. Park: Human Migration and the Marginal Man. In: Ders., Race and Culture, S. 354 (zuerst in: The American Journal of Sociology, 33, 1928, S. 881-893).

⁷ Vgl. z. B. Lewis A. Coser: Merton und die europäische Tradition. In: Lepenies (Hg.), Geschichte der Soziologie, Bd. 4, Ffm. 1981, S. 237-261, hier S. 241. Zusammenfassend vgl. Lindner, Die Entdeckung der Stadtkultur, S. 83ff u. 202-215.

⁸ Hans Paul Bahrdt: Die moderne Großstadt. Reinbek 1961, S. 39.

Unabhängigkeit, verlieh dem Fremden jene "Gleichgültigkeit", die ihn zum distanzierten Beobachter von "zweifelhafter Loyalität" machte, wie Alfred Schütz die problematische Seite dieser Eigenschaft später bestimmt hat. Andererseits ermöglichte diese Indifferenz, die noch das heftigste Engagement tingiert, allerdings auch überhaupt erst jene wünschbare "Objektivität", die man "auch als Freiheit bezeichnen", und die kein Mitglied der Gruppe wirklich aufbringen könne. "Der objektive Mensch", erklärte Simmel, sei eben "durch keinerlei Festgelegtheiten gebunden, die ihm seine Aufnahme, sein Verständnis, seine Abwägung des Gegebenen präjudizieren könnten".⁹ Deshalb war der Fremde nicht nur der beargwöhnte distanzierte Beobachter und der potentielle Spion, sondern auch der Prototyp des sozial notwendigen Dritten, wie ihn exemplarisch der schlichtende Richter personifiziert. Oder der privilegiert erkennende Aufklärer, der als Intellektueller jenes soziale Nirgendwo besetzt, das Karl Mannheim dann beinahe zum ontologischen Ort des Intellektuellen erhoben hat. Auf jeden Fall aber war es der prekäre Standpunkt des Soziologen, wie Park ihn verstand, indem er ihn mit Vehemenz gegen alle Formen des Sozialreformers abgrenzte, seien sie nun politisch, technokratisch oder – schlimmer noch – moralisch motiviert. Denn "ein moralischer Mensch" konnte einfach "nicht Soziologe sein", wie er mehr als einmal und nicht nur mit szientifischem Credo drastisch erklärt hat.¹⁰

Die Geschichte der jüdischen Assimilation in Europa, die Park und Simmel bei ihren Überlegungen vor Augen stand, signalisiert allerdings auch die Kehrseite und das eigentliche Problem dieser sozialen Position. Und das war ein Problem, das schon der Fremde kennt, das aber erst im "marginal man" seine volle Brisanz entwickelt. Was nämlich in räumlichen Metaphern als Existenz auf der Grenze beschreibbar ist, schlägt sich subjektiv als Ambivalenz nieder. Und diese Ambivalenz generiert zwei mögliche, strukturell analoge, aber im Effekt grundverschiedene, wenn nicht entgegengesetzte Lösungsstrategien, sobald es darum geht, sie in widerspruchsfreie Identitäten aufzulösen und so die eigene Interkulturalität gewissermaßen 'im Sprung' aufzuheben.

Widerspruchsfreie Identitäten sind nur auf dem Wege der konsequenten Selbsthomogenisierung zu haben, und das ist es, was die Ausgangsdisposition für zwei gegensätzliche Verhaltensweisen bestimmt, denen beiden ein Stück Radikalität anhaftet: Auf der einen Seite das, was man 'Überassimilierung' nennt und was der Flucht vor der eigenen Herkunft nahekommt; auf der anderen Seite ein übersteigertes und nicht selten gereiztes kulturelles Selbstbewußtsein, das jede Assimilation verweigert, weil sie einer Infragestellung, wenn nicht am Ende einer Bedrohung der eigenen Kultur gleichkäme. Beides aber, Assimilierung

⁹ Georg Simmel: Soziologie. Leipzig 1908, S. 509f; Alfred Schütz: Der Fremde. In: Ders., Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, Den Haag 1972, S. 53-69. hier S. 67.

¹⁰ Vgl. Lindner, Die Entdeckung der Stadtkultur, S. 82f. bzw. S. 132.

wie Selbstbehauptung, setzt einen homogenen Bezugsrahmen voraus, der notfalls durch vehemente Ausgrenzungen allererst geschaffen werden muß, wenn es – so oder so – um widerspruchsfreie Identitäten geht.

Anders der "marginal man", der zwischen Selbstbehauptung und Assimilation gewissermaßen stehenbleibt, weil er weder mit seiner Herkunft vollständig brechen will oder kann, noch in die neue Gesellschaft vollständig aufgenommen wird, in der er aber schon lebt. Park hat diesen Zustand der Ambivalenz als "sittliche Zweiteilung" (moral dichotomy) beschrieben, die sich zum "sittlichen Konflikt" (moral conflict) auswachsen konnte – eine Ambivalenz, wie er hinzufügte, die "vermutlich für jeden Immigranten während der Übergangsperiode charakteristisch" sei, wenn "alte Gewohnheiten abgelegt werden und neue noch nicht geformt sind". Diese Übergangszeit sei "unvermeidlich eine Periode inneren Aufruhrs und intensiven Selbstbewußtseins", in der das eigene Selbst zum Hauptgegenstand der Wahrnehmung und Reflexion werde.¹¹ Und das ist schließlich die Situation, die zu jenem bewußten Wahrnehmen und Durchspielen der eigenen Möglichkeiten führt, die als "Möglichkeiten auf sich selbst gestellten Menschseins gegen überkommene Bindungen", wie man mit einer Wendung von Dieter Henrich sagen könnte, das neuzeitliche Selbstbewußtsein charakterisieren, und jene Dialektik von Selbsterhaltung und Selbstentfaltung in Gang setzen, die für moderne Subjektivität konstitutiv ist.¹²

III

Worum es hier geht, ist eine Krisensituation, also jene offene Situation der unvollständigen Determiniertheit des Wirklichen, die es schlechterdings unmöglich macht, zukünftige Möglichkeiten vorab festzulegen. Krise bezeichnet damit diesseits eines anomischen Zustandes jene Situation, aus der moderne selbstmächtige Subjektivität nicht nur emanzipatorisch freigesetzt wird, sondern auf die sie gleichzeitig auch als individueller Verarbeitungsmodus der Krise kompensatorisch antwortet. In diesem Sinne verstand Park die Übergangszeit des Immigranten als krisenhaft. Und die Unterbrechung, oder vielmehr die dauerhafte Stillstellung, wenn nicht sogar die Kultivierung dieses Übergangs zu einer Lebensform *sui generis*, war genau die Situation des "marginal man". Denn "im Fall des Menschen auf der Grenze", erklärte Park, sei "die Krisenperiode relativ dauerhaft", und deshalb tendiere er am Ende dahin, diesen Zwischenzustand zu verfestigen und "ein Persönlichkeitstyp zu werden".¹³ Aber

¹¹ Park, *Human Migration and the Marginal Man*, S. 355.

¹² Dieter Henrich: *Die Grundstruktur der modernen Philosophie*. In: Ders., *Selbstverhältnisse*, Stuttgart 1982, S. 83-108, hier S. 101.

¹³ Park, *Human Migration and the Marginal Man*, S. 356.

hinter dieser Beschreibung steckt mit Blick auf die Situation einer Einwanderergesellschaft noch eine andere. Schließlich handelte es sich angesichts einer solchen Gesellschaft nicht um die Verweigerung der Assimilation durch eine homogene Gesellschaft, sondern um die prinzipielle Unmöglichkeit der Assimilation in einem einfachen Sinn, weil keine homogene Gesellschaft existierte. Der "marginal man" – und das ist Parks Pointe – realisiert prototypisch einen Selbst- und Weltbezug, für den die Krise nach und nach zur Lebensform *sui generis* und damit zur Normalität wird – eine Lebensform, wie man noch weiter zuspitzen kann, die die exklusive Alternative von Selbstbehauptung oder Assimilation samt ihrer möglichen strategischen Homogenisierungsoptionen nicht nur prinzipiell verstellt, sondern am Ende auch pragmatisch sinnlos macht. Und so sehr für Park empirisch Bevölkerungsgruppen im Vordergrund standen, die um einen Platz in der Gesellschaft rangen, ging es ihm doch um mehr, wie Rolf Lindner es formulierte: Der "marginal man" war nämlich als personifizierter "Träger kulturellen Wandels" in Permanenz geradezu die "Verkörperung moderner Subjektivität".¹⁴

Man kann diesen Sachverhalt natürlich dramatisieren, und dann bezeichnet der Begriff der Krise tatsächlich eine "Zeit der herumirrenden Tatsachen", wie Arnold Gehlen einmal mit Blick auf die ästhetischen Manierismen definierte.¹⁵ Diesseits kulturkritischer Dramatisierungen samt ihrer alltagssprachlichen Übernahmen bezeichnet der Begriff der Krise allerdings spätestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts jenen offenen Übergangszustand in einer Gesellschaft, der der Traditionsorientierung diametral entgegengesetzt ist. Es ist jener Übergangszustand, der modern zum Dauerzustand wird, weil die individuellen und kollektiven Erwartungen immer weiter aus ihren Bindungen an die bisherigen Erfahrungen freigesetzt werden – so weit freigesetzt werden, wie Reinhart Koselleck gezeigt hat, daß die Erwartungen den Erfahrungen am Ende diametral entgegenstehen können und spätestens mit der Französischen Revolution auch tatsächlich entgegen stehen.¹⁶ Es ist ein dauerhafter Übergangszustand, den man zwar emanzipatorisch wie kompensatorisch als Fortschritt finalisieren kann, der aber strukturell betrachtet nichts anderes ist als der Übergang von einer funktionellen Ordnung zu irgend einer anderen, wie nicht nur Valéry den Sachverhalt nüchtern bestimmt hat - ein Übergangszustand also, von dem weder gesagt werden kann wohin er führt, noch wie lange er dauern wird.¹⁷

¹⁴ Lindner, Die Entdeckung der Stadtkultur, S. 211.

¹⁵ Arnold Gehlen: Zeit-Bilder. Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei. Frankfurt/M., Bonn, S. 177.

¹⁶ Vgl. Reinhart Koselleck: "Erfahrungsraum" und "Erwartungshorizont" - zwei historische Kategorien. In: Ders., Vergangene Zukunft, Frankfurt/M. 1979, S. 349-375.

¹⁷ Paul Valéry: Le Bilan de l'Intelligence. In: Ders., Œuvres, Bd. 1, S. 1058-1083, hier S. 1058. Vgl. in begriffsgeschichtlicher Perspektive Reinhart Koselleck: Krise. In: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 3, Stuttgart 1975, S. 617-650, sowie in prozeßlogischer Perspektive Edgar Morin: Pour une Crisologie. In: Communications, 25, 1976, S. 149-163.

Wenn man 'Krise' aber "in einem nicht gewalttätigen Sinne" versteht, wie Park seine Verwendung des Begriffs erläuterte –, wenn man Krise also nicht mit Zerfall oder Destruktion synonym setzt, sondern als unvollständig determinierte und daher konstitutiv offene Situation faßt, dann bezeichnet der Begriff eine spezifische Wirklichkeit mit spezifischen Möglichkeiten. Und die hatte nicht nur ihre subjektive Manifestation, eben den "marginal man" mit seiner Tendenz, zum modernen Subjekt schlechthin zu werden, sondern auch ihre objektive, nämlich Urbanität als spezifisch moderne Lebensform. Denn "Städte, und besonders die großen Städte", erklärte Park 1915 in seinem stadtsoziologischen Forschungsprogramm, "befinden sich in einem labilen Gleichgewicht", weil "die großen zufälligen und beweglichen Zusammenballungen" der "städtischen Bevölkerung" in "ständiger Bewegung" und "konstanter Unruhe" seien. Die Folge dieser Situation war, daß sich das Gemeinwesen "in einem chronischen Krisenzustand" befinde, und das umso mehr, als "die Wirkung städtischer Umwelt" darin bestehe, "alle Kriseneffekte noch zu verstärken".¹⁸

IV

Nicht der geringste dieser Kriseneffekte war das Problematisch-Werden der Wahrnehmung selbst. Wenn es nämlich einen historischen Ort gab, an dem geradezu sinnlich unabweisbar wurde, was man den fortschreitenden Evidenzverlust des Sozialen in der Moderne nennen könnte, dann war das die Großstadt von metropolitaner Dimension. Denn die weitgehende Freisetzung der Individuen aus tradierten Gruppenbindungen mit der Folge ihrer sozialen und räumlichen Mobilität etablierte eine Simultanpräsenz verschiedener und nicht selten disparater Möglichkeiten der Lebensführung. Und diese Simultanpräsenz manifestierte sich in der Stadt nicht nur als attributive und damit vernachlässigbare, sondern als konstitutive und damit unabweisbare Pluralität moderner Gesellschaft, die soziale Wirklichkeit allererst zu einer problematischen Wirklichkeit und zum distinkten Forschungsgegenstand werden ließ. Trotzdem war die Frage, wie die spezifische Wirklichkeit der Großstadt adäquat erfaßt werden könnte, zunächst weniger ein sozialwissenschaftliches, sondern eher ein ästhetisches Problem – wenn es nicht überhaupt anfangs wie für Robert Park ein eher journalistisches Problem war.

¹⁸ Robert E. Park: The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment. In: Robert E. Park/Ernest W. Burgess, *The City*, Chicago and London 1925, S. 1-46, hier S. 22 bzw. 27 (zuerst – unter dem Titel: *The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the City Environment* – in: *The American Journal of Sociology*, 20, 1915, S. 577-612; zu den wissenschaftsstrategischen Gründen für die Titelländerung vgl. Lindner, *Die Entdeckung der Stadtkultur*, S. 76).

Wenn es überhaupt ein "genaueres Wissen über das gegenwärtige städtische Leben" gab, stellte Park in seinem Forschungsprogramm fest, dann verdankte man es vor allem Dichtern.¹⁹ Was er dabei vor Augen hatte, war der bürgerliche Roman des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in dem vielleicht zum letzten Mal der Versuch unternommen wurde, die disparitäre Wirklichkeit der modernen Großstadt in einer einzigen Erzählbewegung zu fassen. Aber das moderne Leben war gerade in der Stadt in keine "erzählerische Ordnung" mehr zu bringen, weil es eben keinem eindimensionalen Faden der Erzählung mehr folgte, sondern sich in einer unendlich verwobenen Fläche ausbreitete, wie Robert Musil später – in einem Roman – bemerkte.²⁰ Und es war keineswegs erst die "Proklamation der Postmoderne", wie Niklas Luhmann meint, die das "Fehlen einer einheitlichen Weltbeschreibung" und vielleicht sogar ihre prinzipielle Unmöglichkeit in der Moderne offenbarte.²¹ Schließlich lag spätestens 1925 mit John Dos Passos "Manhattan Transfer" ein Großstadroman vor, der aus dem Wahrnehmungsproblem der Moderne die radikale Konsequenz zog und die disparitäre, fragmentierte Wirklichkeit der Großstadt sowohl zum literarischen Sujet, wie zur ästhetischen Form machte: Kein privilegierter Held, keine durchgehende Handlung, sondern Montage mehr oder weniger großer Fetzen von mehr als 30 Lebensläufen, und das ohne epische Schilderung und logische Verknüpfung. Und wenn es überhaupt einen Akteur in diesem Roman gab, dann war es die Stadt selbst –, die Stadt als komplexe Verschränkung segmentierter Handlungsstränge mit fragmentierten Artefakten, die sich allenfalls kombinatorisch montieren und wie in einem kubistischen Gemälde nur abstrakt zu einem kohärenten Ganzen synthetisieren ließen.

Obwohl "Manhattan Transfer" in mancher Hinsicht die ästhetische Outrierung der großstädtischen Lebensform darstellte, enthält der Roman dennoch weder die Vision der kompletten Entsubjektivierung moderner Wirklichkeiten, noch evoziert er jene Vorstellung subjektiver Selbstbehauptung angesichts disparitärer Lebenswelten, die den Großstädter um seiner Selbstbehauptung willen in eine permanente Verteidigungshaltung brachte. Diesseits dieser Extreme, die nicht nur ästhetisch durchgespielt, sondern auch soziologisch dichotomisiert, und als dichotomische dann ausgearbeitet worden sind, war "Manhattan Transfer" nämlich eher die literarische Gestaltung dessen, was man als irreduzible Kontextualität bezeichnen könnte. Und was für Robert Park das Bauprinzip der modernen Großstadt war – so daß "Manhattan Transfer" umgekehrt geradezu die adäquate literarische Gestaltung seiner Stadtsoziologie sein könnte und damit eine Strukturanalogie zwischen ästhetischer Erfahrung und sozialwissen-

¹⁹ Park, *The City*, S. 1.

²⁰ Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. In: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 1, Reinbek 1978, S. 650.

²¹ Niklas Luhmann: *Beobachtungen der Moderne*. Opladen 1992, S. 7 bzw. 42.

schaftlicher Erkenntnis signalisiert, die Wolf Lepenies' These von der Deutungskonkurrenz zwischen Literatur und Soziologie in der Moderne zumindest relativierte.²²

"Nicht nur Verkehr und Kommunikation", pointierte Park sein stadtsoziologisches Konzept, "sondern vor allem die Segregation der städtischen Bevölkerung" etablierten "sittliche Distanzen, die die Stadt zu einem Mosaik kleiner Welten" machten, die sich zwar berührten, die aber nicht ineinanderdrangen. Das gab den Individuen die Möglichkeit, "schnell und einfach von einem sittlichen Milieu in ein anderes zu wechseln", und es förderte nach Parks Verständnis "das faszinierende, doch ebenso gefährliche Experiment eines Lebens in mehreren verschiedenen sich berührenden, aber ansonsten weit getrennten Welten zu gleicher Zeit". Sicherlich, räumte er ein, all dies neige dazu, "dem städtischen Leben einen oberflächlichen und zufälligen Charakter zu verleihen", ebenso wie es dazu neige, nicht nur "soziale Beziehungen zu komplizieren", sondern darüber hinaus auch "neue und abweichende Individualtypen zu produzieren", sodaß sich auch das Problem der sozialen Kontrolle auf ganz neue Weise stellte. Zugleich führte Urbanität andererseits aber ein positives "Element der Möglichkeit und des Abenteuers" in die soziale Wirklichkeit ein, das zum "Stimulus" hinzutrat, den das städtische Leben ohnehin enthielt. Die Stadt wurde so zu einem sozialen Raum, der die Freisetzung und Entfaltung von Individualität bis hin zum Exzentrischen nicht nur ermöglichte, sondern geradezu wünschenswert machte. Denn "die kleine Gemeinschaft", meinte Park, "toleriert Exzentrizität oftmals nur. Die Stadt dagegen belohnt sie."²³

Was sich in diesen Formulierungen ausdrückt, ist nicht zuletzt ein emphatisches Plädoyer für Urbanität als Lebensform. Dahinter stand die Behauptung, die Großstadt etabliere die Möglichkeit geradezu strukturell garantierter und deshalb schlechterdings irreversibler Freiheit. Das mag man angesichts der gegenwärtigen Tendenzen kultureller Polarisierung, ökonomischer Fragmentierung und sozialer Desintegration der 'global cities' bestreiten.²⁴ Aber die entscheidende Möglichkeitsbedingung dieser Freiheit, eben die Simultanpräsenz disparitärer Wirklichkeiten, die Park hervorgehoben hat, ist in ihrem strukturellen Kern damit nicht verschwunden. Natürlich handelte es sich bei dieser Simultanpräsenz auch um funktionale Differenzierung einzelner Kontexte mit angebarem Austausch untereinander, so daß auch ihre räumliche Anordnung weder willkürlich, noch chaotisch war, sondern rationalen Prinzipien gehorchte. Schließlich signalisiert schon die Metapher des Mosaiks, daß es zwischen die-

²² Vgl. Wolf Lepenies: Die drei Kulturen. München 1985.

²³ Park, *The City*, S. 40f. Vgl. entsprechend auch Louis Wirth: *Urbanism as a Way of Life*. In: *The American Journal of Sociology*, 44, 1938, S. 1-24, hier S. 10.

²⁴ Vgl. Hartmut Häußermann/Walter Siebel: *Lernen von New York?* In: Dies. (Hg.), *New York - Strukturen einer Metropole*, Frankfurt/M.. 1993, S. 7-25, hier S. 15f.

sen einzelnen kleinen Welten bestimmte, funktional begründete und zugleich funktional begrenzte Beziehungen gab. Aber entscheidend war doch etwas anderes. Was Park nämlich Krise genannt hat, war nicht erst die Unkalkulierbarkeit des Ensembles dieser heterogenen Kontexte, sondern schon ihre Heterogenität selbst die sich zur Inkohärenz steigern konnte. Und das machte nicht nur die Wahrnehmung der Großstadtwirklichkeit problematisch, sondern vor allem die Konstitution moderner Subjektivität.

V

Georg Simmel hatte 1903 in seiner Rede über "Die Großstädte und das Geistesleben" vor allem den "intellektualistischen Charakter des großstädtischen Seelenlebens" hervorgehoben. Denn der Verstand sei ein "Schutzorgan gegen die Entwurzelung", die dem Großstädter drohe, weil er rückhaltlos aus tradierten Bindungen freigesetzt sei. Und sofern das unentwegte Streben des Menschen der Versuch sei, seine Individualität unter allen Umständen zu behaupten, war die permanente Verteidigungshaltung gegen die Überfülle der Eindrücke charakteristisch für den Großstädter.²⁵

Simmel präfigurierte hier Sigmund Freuds Bestimmung des Bewußtseins als Reizschutz – allerdings mit einem wichtigen Unterschied, der die Sozialdimension urbaner Subjektivität markiert. Ging es Simmel nämlich um einen Vorgang, den man als Verlust stabiler lebensweltlicher Verankerung des Subjekts beschreiben kann, so hatte Freud eher den Schutz gegen die drohende Desintegration des Subjekts selbst durch zu starke äußere Reize im Blick.²⁶ Walter Benjamin hat dann diese beiden Bestimmungen der Bewußtseinsfunktion 1938 in seiner Baudelaire-Studie zu einer einzigen Disposition zusammengezogen und von hier aus als Selbstbehauptung, wenn nicht allererst als kontrafaktische Konstruktion integraler Subjektivität angesichts disparitärer Lebenswelten beschrieben. Zentral war für ihn dabei die fortschreitende Verkümmern kohärenter Erfahrung durch ihre zunehmende Überlagerung mit konstitutiv inkohärenten Erlebnissen, die nur in einem permanenten Akt der Konstruktion in einen – freilich kontingenten – Zusammenhang gebracht werden konnten.²⁷ Benjamins Analyse war damit weit über ihren vordergründigen ästhetischen Kontext der Baudelaireschen Poetik hinaus die radikale Beschreibung jenes spezi-

²⁵ Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben. In: Jahrbuch der Gehe-Stiftung, 9, 1903, S. 185-201, hier S. 185ff.

²⁶ Vgl. Sigmund Freud: Jenseits des Lustprinzips. In: Ders. Das Ich und das Es, Frankfurt/M. 1982, S. 121-169, hier S. 138f.

²⁷ Vgl. Walter Benjamin: Über einige Motive bei Baudelaire. In: Ders., Gesammelte Schriften, Bd. I.2, Frankfurt/M. 1974, S. 605-653. Dazu vgl. Michael Makropoulos: Modernität als ontologischer Ausnahmezustand? München 1989, S. 77ff.

fisch modernen Selbst- und Weltverhältnisses, das dann als subjektgestützter Konstruktivismus unbeschadet seiner problematischen Voraussetzung, in der Form autonomisierter ästhetischer Subjektivität nicht nur als Integrationsmoment gegen die disparitäre Wirklichkeit der Moderne konzipiert wurde, sondern im Sinne der Kritischen Theorie schließlich als Widerstandsmoment gegen die fortschreitenden Versuche sozialtechnischer Rationalisierung in Stellung gebracht wurde.

Aber Simmel hatte ebenso deutlich wie die problematische auch die wünschbare Seite der Urbanität betont, nämlich den Gewinn "persönlicher Freiheit" durch Versachlichung menschlicher Verhältnisse.²⁸ Dahinter stand, was man eine positive Verdinglichungstheorie nennen könnte. Denn die Rationalisierung und vor allem Mediatisierung des individuellen und kollektiven Weltverhältnisses durch die Geldwirtschaft führte zwar zur "Einbuße der qualitativen Seite der Objekte" und damit am Ende zum definitiven Verlust von Sinn; aber gleichzeitig bekamen die Dinge dadurch eine ungekannte Disponibilität und wurden dadurch allererst zum Material vielfältiger Konstruktionen.²⁹ Und was in der auf Marx zurückgehenden Tradition als Entfremdung, Verdinglichung und Entsubjektivierung perhorresziert wurde, konnte andererseits durchaus als wünschenswerte funktionalistische Auflösung traditionaler Vergesellschaftung, wenn nicht am Ende sogar des alteuropäischen Welt- und Menschenbildes betrachtet werden, als eine technoide "Welt von Eigenschaften ohne Mann", wie sie Musil dann ästhetisch in seinem Roman des konjunktivischen Lebens durchgespielt und Luhmann später soziologisch bekräftigt hat – eine Welt, wie man pointiert sagen könnte, in der es einfach keine sinnvolle Position mehr für integrale Subjektivität gab, und die deshalb gewissermaßen die Perfektionierung der Assimilation durch Auflösung des Assimilandum, also des integralen Subjekts war.³⁰

Sehr anders dagegen Park, hinter dessen stadtsoziologischem Entwurf zwar auch Simmels Überlegungen standen, der aber mit dem "marginal man" ein Subjektivitätskonzept formulierte, das gewissermaßen in der Mitte zwischen subjektformierender Selbstbehauptung und subjektauflösender Assimilation seinen halt- und bodenlosen Ort hatte. Es war ein Subjektivitätskonzept, dessen Bauprinzip weder geschlossene Kohärenz, noch offene Inkohärenz war, sondern etwas, das man als 'situativ begrenzte Inkohärenz' beschreiben könnte, und das auf bemerkenswerte Weise mit Helmuth Plessners anthropologischer Bestimmung des menschlichen Selbstverhältnisses korrespondiert, die er in An-

²⁸ Simmel, *Die Großstädte und das Geistesleben*, S. 189ff.

²⁹ So Georg Simmel: *Das Geld in der modernen Kultur*. In: Ders., *Schriften zur Soziologie*, Frankfurt/M. 1983, S. 78-94, hier S. 85f.

³⁰ Vgl. Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, S. 150. Zum Verhältnis Luhmann-Musil vgl. Wolfgang Lipp: *Anomie, Handlungsmöglichkeit, Opportunismus*. In: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, 128, 1972, S. 344-370, sowie Frithard Scholz: *Freiheit als Indifferenz*. Frankfurt/M. 1982, S. 235-262.

lehnung an die naturwissenschaftliche Avantgarde um 1930 als "Unbestimmtheitsrelation zu sich" gefaßt hat, aus der heraus der Ort des Menschen sich allenfalls als ontologisches Nirgendwo einer Realität in der Mitte zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit bestimmen ließ, wie Werner Heisenbergs Definition der Unbestimmtheit lautete.³¹ Dieses Bauprinzip der 'situativ begrenzten Inkohärenz' setzte sich in der spezifischen, krisenhaften und damit ebenfalls unbestimmten Objektivität der großstädtischen Wirklichkeiten fort und etablierte ein perspektivisches Kontinuum von individueller Ambivalenz und sozialer Kontextualität, das Stadtkultur und Grenzpersönlichkeit in ein komplementäres Verhältnis setzt - ein komplementäres Verhältnis, das die problematische Alternative von Selbstbehauptung oder Assimilation nicht nur in ihrer gegenwärtigen kulturalistisch-identitätspolitischen Variante, sondern auch in der Tiefenstruktur ihrer prä-urbanen Konstitutionslogik wenigstens in der Theorie durchbrechen könnte, weil es in das polare Spannungsfeld von Kohärenz und Inkohärenz ein gestuftes und gestaffeltes Mischungsfeld als spezifischen Objektivitätstyp moderner Subjektivität und Sozialität einführte. Park selbst hat dieses Konzept freilich nirgends so formuliert. Aber selbst wenn dieses perspektivische Kontinuum, hermeneutisch gesprochen, nicht im Bereich seiner expliziten Autorintention gelegen haben mag, steht es doch mindestens im Horizont der impliziten Textintentionalität seiner einschlägigen Arbeiten – jener Textintentionalität, nebenbei bemerkt, die sogenannte Klassiker über ihre philologische Erschließung hinaus allererst interpretierbar und damit trotz ihrer Historizität wenigstens probenhalber aktualisierbar macht.

(zuerst in: *Sociologia Internationalis*, 35, 1997, S. 27-38; Zweitdruck in: *Paragrana*, 6, 1997, S. 12-24.)

³¹ Helmuth Plessner: *Macht und menschliche Natur*. In: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. V, Frankfurt/M. 1981, S. 135-234, hier S. 188